



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Fällen ist es nämlich kein Zweifel — er sprach leise, damit die Schutzleute ihn nicht verstehn konnten —, daß Brandstiftung vorliegt, aber durch wen — ob der Versicherungsprämie wegen, ob zum Zweck des Diebstahls, zur Aufwieglung des Volkes oder aus Muthwillen und Schadenfreude, das sind unbeantwortete Fragen. Ich werde jetzt dahinter her sein wie der Teufel hinter einer sündigen Seele. Auch Sie, Alexander Andrejewitsch, müssen die Augen und Ohren offen halten, so viel Sie können. Lassen Sie kein verdächtiges Wort an sich vorüber gehn. Achten Sie auf jede zweifelhafte Person, auf jede zweideutige Bewegung. Greifen Sie kräftig ein, wo Sie es für nötig halten. Bauen Sie fest auf mich: so lange ich Aufseher bin, werde ich Sie nicht im Stiche lassen.

Das war gesprochen, wie ich es in meiner bisherigen Dienstzeit von einem Vorgesetzten noch nicht gehört hatte. Ich schaute ihm mit Verehrung in die Augen. Dem stattlichen Manne mit dem ruhigen, entschlossenen Gesicht sah man es an, daß er keine leichtfertigen Versprechungen machte.

Haben Sie in der vorigen Nacht geschlafen, Alexander Andrejewitsch? fragte er.

Ich bin erst gegen Morgen angekommen und habe nur meinen Tee getrunken.

Gut. Dann sind Sie jetzt frei bis morgen früh. Suchen Sie sich eine Wohnung, richten Sie sich ein, und ruhen Sie aus. Jegorow — er deutete auf den mit ihm gekommenen Schutzmann —, unser Stadtteilwachmeister, wird Ihnen bei dem Suchen nach der Wohnung behilflich sein, und er wird Ihnen auch am besten einen Schutzmann zur Bedienung aussuchen. Er ist ein zuverlässiger Mensch, auch voll Dienstester, nur — er klopfte mit dem Finger gegen die Stirn — etwas beschränkt. Was den größten Wert hat, er trinkt nicht. Er wird nun zunächst Ihr Leiter sein und Sie mit dem Stadtteile und allem Nötigen bekannt machen. Zu dem Zwecke wird er sich morgen früh bei Ihnen einfinden und sich zu Ihrer Verfügung stellen. Damit wären wir fertig. Auf Wiedersehen.

Er reichte mir die Hand und bedeutete Jegorow, mit mir zu gehn.

Beiläufig, Alexander Andrejewitsch, sagte er, als ich aufbrechen wollte, können Sie erraten, was ich jetzt tun werde?

Er holte vom Tische des Schriftführers einen großen Folianten und schlug ihn auf, während er sich an seinen frühern Platz setzte.

Die Bücher des Schriftführers revidieren? riet ich achselzuckend.

Er lächelte.

Nein, sagte er leise, ich werde schlafen, sehen Sie, so.

Er stemmte einen Ellbogen auf den Tisch und stützte die Stirn gegen die ausgebreitete Hand, als ob er bei dem Lesen die Augen gegen das Licht schütze.

Seien Sie unbesorgt, fuhr er fort. Ich schließe dabei die Augen kaum und bin wach, sobald jemand mit der Fingerspitze die Thür berührt. Sie werden das mit der Zeit auch noch lernen. Wer bei der Polizei dienen will, muß verstehn, mit offenen Augen zu schlafen, das heißt, verbesserte er sich gleich, muß verstehn, auch im Schlafe die Augen und Ohren offen zu halten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Rätsel Simsons. Es ist nicht lange her, daß sich in Leipzig, im Brühl, auf dem Leitungsdraht der Großen Leipziger Straßenbahn ein Bienen-schwarm niederließ, der nur durch die Hilfe der mit der Maschinenleiter anrückenden Feuerwehr beseitigt werden konnte. Die Feuerwehr brachte die Tiere unter einen Bienenkorb, und dieser wurde später im Garten des Feuerwehrdepots aufgestellt.

Grenzboten I 1903

8

Der Unkundige wunderte sich vielleicht dabei, daß die Insekten nicht durch die Elektrizität getötet wurden, aber das wäre nur möglich gewesen, wenn sie eine Verbindung des Stroms hätten herbeiführen können, wie die Gans in Kemnitz, die bei ihrem Aufstiegen auf der Schooner-Grundstraße zugleich zwei Drähte der elektrischen Licht- und Kraftleitung mit den Flügeln berührte. Aber auch sonst gab der interessante Vorgang Anlaß zu mancherlei Betrachtungen und Kombinationen. Man erinnerte sich, wie die Bienen auch bisweilen die Telegraphenanlagen stören; und daß einst ein Bienenschwarm einen beim Telegraphenamt in Karlsruhe aufgestellten Beck- und Meldeapparat für einen passenden Unterschlupf hielt und den leeren Raum innerhalb des hölzernen Schutzkastens gänzlich mit Waben ausbaute, ohne sich durch das häufige Anschlagen des Apparats stören zu lassen. Man gedachte, wie im verfloffenen Sommer in der Hauptstadt des Staates Virginia, in Richmond, das eiserne Reiterstandbild des Generals Lee von einem Bienenschwarm in Besitz genommen wurde, der durch die offenen Rüstern des Pferdes in die metallne Höhle eindrang und sich dort ansiedelte; man wiederholte sich unwillkürlich die schöne Geschichte aus seiner Kindheit: „Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starcken.“

Das war bei der Stadt Thimnath, wo die Braut Simsons wohnte; hier zerriß der starke Hebräer einen Löwen. Ein paar Tage darauf kam er wieder vorbei: siehe, da war ein Bienenschwarm in dem Nas des Löwen und Honig, an dem er sich gütlich tat. Das war der Anlaß, weshalb er das berühmte Rätsel machte, jedenfalls eines der ältesten Rätsel, aber leider überhaupt kein Rätsel, weil es von den Philistern gar nicht geraten werden konnte. Simson hatte die Geschichte wohlweislich auch seinen Eltern gegenüber verschwiegen. Die Bibelforscher haben sich die Köpfe zerbrochen, ob das überhaupt möglich gewesen sei, und ob das Nas schon trocken gewesen sei, und ob es nicht vielmehr Hornissen als Bienen gewesen seien; aber an sich hat das Vorkommnis weiter nichts Befremdendes, und es steht auch gar nicht vereinzelt da. Herodot erzählt, im Jahre 498 v. Chr. sei auf der Insel Cypern ein gewisser Dnefilus in der Schlacht gefallen, seinen Kopf hätten die Einwohner von Amathus abgeschnitten und über dem Stadtor aufgehängt. In diesen Kopf hätten sich die Bienen gleichfalls eingebaut und ihn mit Honigwaben ausgefüllt. Es ist das ungleich wahrscheinlicher, als daß sich dem schlummernden Platonkinde Bienen auf die Lippen gesetzt haben sollen; denn die Bienen werden den großen Rednern und Dichtern von der Sage häufig zugeteilt, um die Süßigkeit ihrer Rede sinnbildlich anzudeuten. Auch der hohe Ruhm des griechischen Dichters Pindar soll durch einen Bienenschwarm, der sich ihm auf den Mund setzte, als er schlief, wunderbar vorausverkündet worden sein; dasselbe wird von dem heiligen Ambrosius erzählt. Eines Tages, als er in einem Hofe seines Vaters mit offenem Munde schlief, schwärmte um ihn ein Bienenschwarm, so heißt es. Die Bienen ließen sich auf dem Angesicht des Knaben nieder und schwärmten in seinem Munde ein und aus. Darauf erhoben sie sich hoch in die Luft, daß man sie ganz aus dem Auge verlor. Und diese Begebenheit, fährt der Berichtstatter fort, wurde als eine Andeutung der künftigen kraftvollen und sanften Beredsamkeit des Erzbischofs von Mailand, des berühmten Kirchenlehrers, angesehen.

Daß dergleichen nicht völlig aus der Luft gegriffen ist, ich meine, daß die schwärmenden Bienen gelegentlich auch auf Kinder verfallen, beweist das folgende Vorkommnis, von dem der „Elsässisch-Lothringische Bienenzüchter“ im Jahre 1901 berichtete: Ein zehnjähriger Knabe stand barhäuptig nahe bei dem Bienenstande, als eben ein Schwarm auszog. Nach einigem Hin- und Herfliegen nahm die Königin auf dem Kopfe des Knaben Platz, und rasch war das ganze kleine Heer dort versammelt. Der Vater, der die Sachlage sofort erkannte, rief dem Jungen, der beim Schwarmfassen schon öfters zusehen hatte, in aller Eile zu: „Rühr dich nicht, Hans! Mach den Mund zu und die Augen zu, ich werd den Schwarm gleich taufen und einfassen!“ Der Knabe gehorchte; der Vater goß Wasser über den von Bienen eingehüllten Kopf des Knaben, bog den Kopf etwas nach vorn und strich die ganze Gesellschaft mit einem Flederwisch in einen untergehaltenen Stroh-

torb. Der Knabe hatte keinen einzigen Stich erhalten. Vielleicht ist der Hansl auch ein zukünftiger Ambrosius und Pindar? — Daß solche Geschichten nachträglich gemacht und erfunden worden sind, verrät einmal der Umstand, daß die Bienen gerade den Mund des schlafenden Knaben ausgewählt haben sollen, was höchst unwahrscheinlich ist. Sodann ist eben das verdächtig, daß es solche Wunderkinder gewesen sind, denen die Auszeichnung widerfuhr. Die Biendchen fragen viel nach einem Plato, und der Hansl liegt ihnen genau so wie der Ambros, der Leitungsdraht einer elektrischen Straßenbahn ist ihnen so willkommen wie die Lippe Pindars.

Auch andern Tieren gewähren unsre oberirdischen Leitungen Nutzen und Vergnügen. In Ostindien sieht man die Affen an den Telegraphendrähten turnen und allerhand äquilibriumistische Kunststücke ausführen; abschießen darf man sie nicht, da die Affen den Hindus heilig sind. Ein findiger englischer Telegraphenbeamter kam deshalb auf den Gedanken, zur Vertreibung der ebenso mißtrauischen wie übermüthigen Gesellen die Telegraphenstangen wie Vogelscheuchen mit abgetragenen Kleidungsstücken zu behängen; der Erfolg war anfänglich überraschend. Aber bald hatten die Affen ihr Mißtrauen gegen den sonderbaren Schmuck der Pfähle überwunden, und eines schönen Morgens setzten sie sogar die alten Hüte auf und tanzten, angetan mit den bunten Fetzen, toller denn je auf den schwankenden Drähten herum, zum ungeheuern Jubel der Eingebornen und zum großen Verdrusse des erfindertischen Schlaupopfes. Daß sich Sperlinge, Schwalben, Bachstelzen und Meisen auf die Drähte setzen, ist ja etwas Alltägliches; die Schwalben versammeln sich hier nicht selten, ehe sie abziehen. Es giebt aber auch Vögel, die direkt auf die Drähte bauen und sie zur Anlage ihrer Nester benutzen, ganz so wie die Bienen.

Die britische Kolonie Natal, an der Ostküste von Südafrika, hat ein ziemlich ausgedehntes Telegraphennetz, dessen Linien eine Länge von 1101 Kilometern ausfüllen. Diese Drähte hat sich nun eine Art von Webervögeln zum Aufhängen ihrer künstlichen, beutelförmigen Nester ausersehen. Sie hängen sonst ihre Nester zum Schutz gegen Raubtiere gewöhnlich an schwanken Baumzweigen auf, aber sie sind hier doch noch den Angriffen von Schlangen ausgesetzt. Deshalb haben sie sich neuerdings zur Sicherung ihrer Brut entschlossen, die Nester an den Telegraphenleitungen zu befestigen. Da die Webervögel immer in größeren Gesellschaften zusammen leben, so sind die Drähte außerhalb der Städte auf lange Strecken hin mit Nestern dicht besetzt. Wenn der alte Simson heute wiederkäme, könnte er vielleicht ein neues Rätsel machen, das die Philister vermutlich ebensowenig raten würden: Speise ging von dem Leiter und Süßigkeit von dem Dünner! — Als ein Kuriosum sei noch erwähnt, daß bei den alten Römern Bienen, wenn sie sich an einen ungewöhnlichen Ort setzten, Unglück bedeuteten; da werden abergläubische Leute befriedigt sein, wenn sie hören, daß die Verirrung der Bienen auf den Draht der Straßenbahn in Leipzig mit dem großen Krach der Leipziger Bank zusammentraf.

Rudolf Kleinpaul

Modern. Als meine kleine Tochter gestern aus der Schule kam, fragte sie mich: Vater, was ist ein moderner Mensch? — Wie kommst du darauf? — Ach, ich las einen Anschlag: Was bedeutet für uns moderne Menschen die Gestalt Jesu? Das verstehe ich nicht. Sind wir auch moderne Menschen? — Diese Frage machte mich beklommen. Modern — überall umschwirrt uns modern, moderne Kleider, moderne Bartracht, moderne Weltanschauung, moderner Jesus. Es soll den neuen Geist bezeichnen, den Geist „der Moderne.“ Ist der Ausdruck dazu geeignet? „Die Sturm- und Drangperiode,“ darunter kann ich mir etwas denken. „Die romantische Strömung,“ das gibt mir eine Anschauung. „Das junge Deutschland,“ da spüre ich den vorwärtstrebenden Jugendmut. Aber „die Moderne“ — wie anspruchslos und wie anmaßlich ist diese Bezeichnung! Anspruchslos: die Moden wechseln ja so schnell; ihnen kommts nicht auf den Gehalt an, sondern auf die Erscheinung. Die neue Mode begnügt sich, zu überraschen, Aufsehen zu erregen, beneidet zu werden; damit ist sie zufrieden. Und doch, wie anmaßend. Der Moderne ist geschichtslos. Auch wenn er Altes bringt, ignoriert er die schon getane Arbeit. Er sieht auf die Unmodernen herab. Modern — in seiner Anwendung auf Geisteserzeugnisse und auf

Gefinnung erhebt es einen Anspruch, aber sagt nichts über den Wert. Es erinnert an den Pharifäer, der Gott dankte, nicht wie der Zöllner zu fein; — aber ich vergeffe, daß es ja auch fehr modern ift, Gott nicht mehr zu danken. Ja, was antworte ich nun meiner Tochter? Mein Kind, wir find wohl recht unmoderne Menjchen, im übrigen brauchft du das noch nicht zu verftehn. H.

Literatur

Hauptwerke der bildenden Kunst in gefchichtlichem Zufammenhange. Zur Einführung erläutert von Georg Warnecke. Mit 441 Abbildungen im Text und vier Farben-
drucken. Leipzig, E. M. Seemann, 1902

Diefes vortreffliche Buch ift etwas in feiner Art ganz neues. Anftatt einer zufammenhängenden Kunstgefchichte, die in der Kürze eines einzigen Bandes für die heutigen Ansprüche notwendigerweife fo oberflächlich ausfallen muß, daß man vor allen folchen neuern Büchern, fo fehr fie auch angepriefen werden, nur warnen kann, gibt der Verfaffer eine gefchickt getroffene Auswahl von Werken der Architektur, Plaftik und Malerei aller Zeiten von den Ägyptern und Affyrern bis auf Klinger, Stuck, Thoma, Liebermann und Uhde, die Werke werden abgebildet und kurz beprochen, die wichtigern Künftler mit wenig Strichen charakterifziert, und die einzelnen Gruppen von Kunstwerken und Künftlern durch feft und klar gezogene Grundlinien der Gefchichte miteinander verbunden. Der Gedanke ift glücklich, und für die ebenfo glückliche Durchführung gebührt dem Verfaffer der Dank aller, denen an gefchmackvoller Popularifierung der Kunst gelegen ift: er kennt die Literatur, verfteht zu fehen und hat die Gabe, deutlich und ohne Phrafen zu belehren. Sein Buch fezt gar keine Vorkenntniffe voraus und unterrichtet doch fo gründlich, mühelos und angenehm, wie keines der bis jezt für Anfänger gefchriebnen Handbücher, die es mit feinem gediegnen Inhalt, feinem reichen Bilderschnuck und dem fottbilligen Preise von 7,50 Mark für den Band in Leinwand alle aus dem Felde schlägt. Warnecke hat fich schon durch einen gutgefchriebnen Text zu einem kunstgefchichtlichen Bilderbuche deffelben Verlags bekannt gemacht, er ift ein gebildeter, tüchtiger Schulmann, der nicht nur die Methoden des Unterrichts kennt, fondern auch weiß, daß, was man andre lehren will, man zunächft erft felbft gelernt haben muß. So trivial das klingt, fo nötig fcheint es mir, es gerade bei diefer Gelegenheit zu fagen, weil ich zufällig in einer Rezension feines Werkes die einfältige Bemerkung finde: den fachlichen Inhalt der Kunstwerke gebe er meift richtig an, im Technifchen und Äfthetifchen „verfage er.“ Ich bin ihm dankbar, daß er fich das billige Vergnügen verfagt hat, feine Lefer mit leichtem äfthetifchem Gefchwäz zu überfchütten, weil ich feine „fachliche“ Art, die ich allein für wiffenfchaftlich berechtigt halte, vorziehe, und das „Technifche“ z. B. in den Architekturbefchreibungen fo ausreichend berückfichtigt finde, wie es von einem folchen Buch überhaupt nur erwartet werden kann. Ich habe es einer ganzen Anzahl kluger Männer zunächft als Gefchenk an junge Mädchen empfohlen; fie haben es dann zum Teil auch noch für fich felbft gekauft und mir nachträglich gefagt, daß fie nicht gedacht hätten, daß es ein fo schönes Buch überhaupt gebe. Es erfcheint nun gerade zur rechten Zeit. Kunst für die Schule, Kunst für das Volk, Kunfterziehung, noch niemals hat man davon fo viel gefprochen und gefchrieben wie in diefen lezten Jahren. Wenn es fich aber dabei häufig wenigftens um die Förderung beftimmter moderner Richtungen in der Kunst und um die Einführung neuer sogenannter Methoden in der Betrachtung von Kunstwerken gehandelt hat, fo gibt uns Warnecks Buch das bewährte Alte, d. h. die ganze Kunst der Vergangenheit in ihren beften Beifpielen und, was die Behandlung betrifft, auf die für das allgemeine Verftändnis einleuchtendften Begriffe zurückgeführt, die niemals veralten können, weil fie in der Sache liegen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig